

## Weltchronik

### Die Woche des Wahlkampfs

Von Werner Richter

Berlin, Ende April 1924.

Bislang hat der Wahlkampf das Gesicht der Stadt kaum verändert. Vielleicht sind die Parteien, alle gleichermaßen von Kreischschwergewichten bedrückt, ihre Kraftanstrengungen nur auf die leichter Tage des Feldzuges konzentriert wollen. Wenn es überhaupt noch zu einem wirklichen Wahlkampf kommt, so wird ihn also diese leichte Woche bringen.

Die repräsentativen Riesenwahlversammlungen in den großen Bauten und Kongressälen (mit Ihnen vom Reichstag her nur allzu wohlbekannte Gesichter der berufsmäßigen Parteidreher) sind bisher so gut wie vollkommen ruhig verlaufen; und auch die Prägeleien in der Gegend des Reichstags am letzten Sonntag haben sich nur im Anschluß an eine deutschpolitische Verfassung entwickelt, nicht aber in ihr selbst eingesetzt; ihren Ursprung hatten sie wohl auch weniger darin, daß den Angreifern, die der Polizeibericht schließlich als „Kommunisten“ bezeichnet, das deutschpolitische Programm nicht gefiel, als vielmehr darin, daß in Berlin — das nun eben sein Wirklichkeit ist — Uniformen höchst unpopulär sind, ganz besonders natürlich aber die der Hitlerkuppen. Von sensationalen Versammlungsfolgen vermag bisher wohl keine Partei zu melden, auch nicht von überwiegendem Andrang. Es sind zumeist kleinere, obskure, halb nur partei-öffentliche Veranstaltungen, bei denen es zu ausgesuchten Stühlebenen, durch die Luft jaulenden Verglühen, blutigen Schädeln kommt. Vom losen geliebenen derzeitigen in die Wohnungsbürokraten die billigen, weißgrauen Nellmazzettchen, auf denen jegliche Partei sich ihre vorgezogene Lebendigkeit beschreibt, rastlos in dumble Körbchen und verschwinden sehr bald darauf im Kohlencimer oder im Papierkorb...

Eine erstaunliche Ruhe kennzeichnete bisher diese Wahl, ohne daß man deshalb aber von Interesslosigkeit sprechen dürfte; denn zweitens hat die Mehrzahl der Berliner tatsächlich schon innerlich gewählt und sieht das gleiche vom Nachbar voran. Erstürmungen und Pfeilungsvorläufe hält darum jeder, eben aus seiner eigenen Überzeugung heraus, für aussichtslos. Auch Bedächtigkeit der Unterhaltungen etwa in Straßenbahnenwagen, in Restaurants, in Kinos, der Frauen auf den Treppen, bestätigt immer wieder, daß zum mindesten hier in Berlin die Stimmungsströme sich bereits gefiedert haben. Fast ein jeder trägt seit langem schon seine Abstimmung. So scheinen auch die Unentschiedenen, das „Treibholz“, dessen Gefüle häufig zwischen rechten und linken Flügel hin und her pendeln, dieses Mal gleichermaßen gering an Zahl zu sein. Verstärkt dagegen scheint das Herz der Nichtwähler. Die täglich neue Sorge um das Auskommen hat eins allzuvielen Herzen jedes Interesses für politische Fragen verdrängt, aber über sie mit dem pessimistischen Hoffnungsauslöser „Es hilft ja auch nichts“ ganz erfüllt. Sie sind es auch, die, obwohl der unzweckhafte, lästige April an sich ja die Verfassungsstühle füllen sollte, immer wieder doch ein Kino, ein Musiktheater, ein Tanzlokal vorsiegen...

Bollermann läßt bar wurde der Wahlkampf bisher nur an den Plakatsäulen. Heberall leben die großen weißen Anschläge, auf denen in endlosen Kolumnen das Wahlfest für jedes einzelne Haus angegeben ist und vor denen man auch fortwährend ernst und sachlich notizende Männer (stammt jemals übrigens eine Frau) stehen sieht. Rings um diese weißen, schmalen Lösten breitete sich dann das großflächige Mosaik der bunten Wahlplakate. Viel Eindruck-

starlos war bislang nicht unter ihnen. Die Parteien der Rechten arbeiten zumeist mit historischen Sentimentalitäten: Die Deutschnationalen haben den Großen Kurfürsten bemüht, (dessen Gesicht den Mosaik freud ist und die ihn darum häufig für eine ältere Frau, die gründsüchtige Mutter Germania etwa halten), die Deutsche Volkspartei um den Marschall Blücher, der, von Weinebden wie ein Bacchus umkränzt, auf den Rhein zeigt und verheißt, die Deutsche Volkspartei werde den schwedischen Flug wieder frei machen. Die Deutschnationalen platzieren ein wirkes Durchmesser von Hakenkreuzen, Totenkopfen, die aus Kreuzen heraustragen und einem Bismarckkopf, von Waffen umgeben. Demokraten und Deutsche Volkspartei verzweilen beide auf ihren Plakaten auf die Rentenmark; bei den Demokraten zierte sie eine Mole, gegen die ein Strom von Milliarden- und Billionen-Scheinen vergeblich anbrandet. Die Sozialdemokratie zeigt den bekannten Adler mit den entblößten festen Armmuskeln, oder einen Kreuzweg, an dem ein roter Wegweiser zur Unterkunft auf ein zentralisiertes Geizreichsfeld zeigt, während zur Rechten mit Blut und Schwarzem Qualm Granaten treiben. Sehr höflich sind dann ancheinend die Deutschnationalen noch auf einem Plakat, auf dem der deutsche Michel einen mit dem (übrigens ungekönnten) Reichsadler geschmückten Karren aus einem tödlich schimmernden Sumpf, in dem ein Storch mit einer Palmenähre versinkt, herauskratzt; darüber steht im eindrücklich propagandistischen Jargon: „Raus aus dem Dreck!“

Rücksichtliche Leistungen sind bisher fast noch keiner Partei gelungen — abgesehen höchstens von einem einzigen Plakat der Deutschen Volkspartei und einem zweiten der Sozialdemokratie. Das erste stellt den deutschen Adler dar, dem eine blau-weiße-rote Tricolore die Flüge umwindet und der mit dem Schnabel die Fessel zu lösen sucht; die straffe und energische Bewegung, mit der der große liegende Vogel den Kopf zu den Füßen hindreht, ist nicht ohne Art. Schie viel stärker aber ist das sozialdemokratische Plakat, auf dem ein Soldat hilflos verbündet im Stacheldrahtverhaul hängt; „das Schild soll zweier Söhne, wenn ihr reaktionär wählt“, steht darüber; das Plakat ist momentan farbig (der rotgestrichene Rücken steht grell gegen das hellblaue des Himmels) ganz überzeugend; Schließlich ergreifend ist die Haltung des Kopfes, der Ausdruck des nach-nicht-ganz-verstehen-Könnens in dem erglos bärähnlichen Gesicht...

Halbwegen noch ins Bereich der künstlerischen Propaganda gehören dann auch, wenn man will, gewisse auffällige Erscheinungen in Kinos, Kinos, Varietés deren Programm ganz offensichtlich von Subventionen abhängt. Die aus den Wahlhalls der Nationalisten stammten — so etwa die neue Entstehung des großen Friedericus — mels, nicht nur mehr im Kino, sondern auch im Kinos, vollendet lächerlich wie hier in müßiger Pierdestull. Atmosphäre von vermummten Schuleitern, Propizierhaupspieler dreiten Ranges und einem entzückten Statisten der Siebenjährigen Krieg und das Menschliche Filmbesuch aufgeführt. Uralt, technisch längst überholt und langweilig gewordene Filmen werden hervorgeholt, nur weil in ihnen Biß oder der alte Feix aufsteht. Und jeden Tag ist konzertiert, an den Aushängesäulen in schwarz-weiß-roter Umrandung angezeigt, das sogenannte „Deutsche Kontinkenterchester“, das eine eigene, jüngst feierlich „geweihte“ schwarz-weiß-rote Fahne besitzt und dessen Programm ausschließlich aus kleinen „Schlachtenmusik“ und ähnlichen Barbarismen besteht.

Endlich sind dann wohl auch noch eine ganze Anzahl Varieté- und Kabarett-Künstler“ Pendelzüge der nationalen Parteien; so etwa Schnellmaier, die als Clou ihrer Leistung ein dunkles Friedericus-Porträt produzierten oder „Humoristen“, die zur Revanche gegen Frankreich aufrufen und sich inzwischen

über die Republik lustig machen. Aber der Beifall, den sie finden, ist meistens recht matt, und Zischen mischt sich ein. Dem tödlichen Temperament des Varietés sagt dagegen nicht zu; ihm ist sowohl Politik wie Vergnügen ja ein ernsthaftes Geschäft — das kleinster Vermischung mit einem andern duldet.

Folgeschweres Unwetter in der Oberlausitz. Ein trauriges Bild der Verhöhnung bietet der Landstrich der Oberlausitz, in dem das Unwetter der letzten Tage gewirtschaftet hat. Der Schaden läßt sich jetzt ganz übersehen. In Bernstadt, wo die Häuser meterhoch unter Wasser standen, ist in vielen Grundstücken erheblicher Schaden entstanden. Die Wasserläufe strömten in breiten Strömen die abschüssigen Straßen herab. Die Feuerwehr hat tagelang zu tun, das Wasser aus den Keller zu pumpen. Außerdem müssen die Schlammassen aus den überfluteten gewesenen Wohnungen, Ställen, Werkstätten und Kellern und von den Straßen weggeschafft werden. In Gundersdorf unten die Wassermauer so rasch, daß kaum Zeit war, die Tiere aus den Ställen in Sicherheit zu bringen. Hier wurde auch das Bahnleis unterstellt. Nur den sofort aufgenommenen Notarbeiten ist es zu danken, daß kein Eisenbahntunnel an dieser Stelle entstanden ist. Im Rundort schützte ein Bühnenkran Schuppen und Schuppengebäude des Gutsbesitzers Hermann mit allen darin befindlichen Güterräumen und Maschinen ein. Im Strawalde brachte der Wollendruck so große Wassermassen, daß das Vieh in zahlreichen Ställen unter Wasser stand. Vieles, Gärten und Felder sind vollständig verschlammmt. Der Schaden ist gewaltig.

Eine wichtige Entdeckung für die Optik. Aus New York wird berichtet: Dem 2. Direktor der General Electric Company, Edward Berney, ist es gelungen, Quarz, das wegen seiner Sprödigkeit einer Verarbeitung bisher schwer auskömmlich war, durch ein besonderes Verfahren so zu verarbeiten, daß es einen wertvollen Ersatz für Glas darstellt. Besonders am Lichtdurchlässigkeit übertrifft es das Glas bei weitem. Während einer metrischen Schicht des besten optischen Glases nur 65 Prozent des Lichtes durchläßt, ist dieses Quarzglas für 90 Prozent des Lichtes durchlässig und bildet damit den am meisten lichtdurchlässigen aller bekannten Stoffe. Man nimmt daher an, daß es revolutionierend auf die optische Wissenschaft wirken wird. Auch die Anwendung ultravioletter Strahlen, die für die Heilung von kräftiger Bedeutung sind, läßt auf neue Grundlage gestellt werden, da Quarz im Gegensatz zu Glas sehr durchlässig für ultraviolette Teile des Spektrums ist. Berney verarbeitet ebenfalls elektrische Dioden unter Quarz und hohem Druck schmilzt. Der Prozeß, der nur 80 Minuten in Anspruch nimmt, liefert jede gewünschte Menge von Quarz-Glas.

Das Grab als Altenteil. Die barbarische Sitte, die Alten, die der Familie zur Last fallen, ins Jenseits zu befördern, steht bei den Papias noch in allen Ghêas. Wenn eine Person Alterse gebrechen zeigt, so betet man den unbarmherzig gewordenen Alten in ein Grab und läßt ihn dort verhungern, aber man zieht ihn fern von dem Dorfe in der Einsiede aus und überläßt ihn seinem Schicksal. Hat ein Familienmitglied ein bestimmtes Alter erreicht, so teilt die Familie zusammen und bestimmt in gemeinsamer Besetzung mehrere Monate voraus den Tag seiner Beerdigung. Stirbt der Betroffene in der Zwischenzeit, so wird die Erde, wenn er über Leben bleibt, so wird das arme Opfer lebendig beigelegt. Am zeitgefeierten Tage ziehen die Kinder mit dem zum Tode verurteilten Greise nach dem vorher ausgeschulterten Grab. Das ganze Dorf folgt dem Trauerritual, und die Bevölkerung tanzt unter Trommelbegleitung, bis das Grab mit Erde gefüllt ist und sich darüber ein

Hügel wölbt. Alle Bemühungen der Europäer, diesem grausamen Verfahren zu steuern, bleiben erfolglos. Da man die öffentlichen Begräbnisse heute nicht mehr mag, greift man zur List. Ein Fortschrittsförderer bringt zu diesem Kapitel einen interessanten Beitrag. Ein neunjähriger Knabe war unter der Beschuldigung, seine Großmutter erschlagen zu haben, eingekettet worden und hatte den Tod auch ohne weiteres zugegeben. Wie er ergab, holten die Dorfbücher des Dorfes ihm auseinander, gesagt, daß sie angesichts der teuren Lebensmittelpreise nicht mehr umhören seien, ihn und die Großmutter zu erhalten, daß die Großmutter aber ganz anders sein würde, wenn die Großmutter nicht mehr am Leben sei. Nach dieser Erklärung hatten sie den Jungen verloren, nicht ohne ihm vorher eine Art in die Hand zu geben. Der Junge, den das Schätzchen des Hungers vor Augen stand, lief nach der Hütte der Großmutter und schlug die schlafende alte Frau tot. Die Dorfbücher hielten es jetzt aber für ihre Pflicht, den Jungen, den sie zum Morde angestiftet hatten, der Polizei der Kolonialbehörden zu übergeben.

Auf der Brautschau nach einem Gorilla. Gestern erfreut sich ein Claus in New York des Besitzes eines jungen Gorillas, namens John Daniel, der von einer eignen engagierten Wärterin gehobt und gepflegt wird. Der junge Affe, der ein ungemein schönes Exemplar seiner Art ist, wohnt in einem der besten Hotels von New York und empfängt dort den Besuch von allen prominenten Größen der amerikanischen Metropole. Nach einer Besichtigung durch den Phologen Berkes stellt der Gelehrte auf Grund seiner Untersuchung fest, daß der Kerl in Zustand des Affen bedecktliche Symptome aufweist, die befürchten lassen, daß er unter dem Einfluß des Affen zugrunde geht. Um ein Gegengewicht zu schaffen, beschloß man, ihm eine Lebensfähigkeit zu suchen. Die Nationale geographische Gesellschaft von New York hat zur Erhaltung des wertvollen Affen eine öffentliche Sammlung eröffnet, deren Erlös dazu dienen soll, eine Expedition auszurüsten, die den Zweck verfolgt, in Afrika ein Gorillawaischen als Lebensgefährlein für den melancholischen Affenjüngling zu besorgen.

Über den Ozean zum Friseur. An Bord des Kreuzfahrters „Leviathan“ sind in diesen Tagen nicht weniger als 225 Amerikanerinnen in Frankreich gelandet, die die weite Reise eigens zu dem Zwecke unternommen, um für ihre Bubiköpfe einen geschickten Friseur zu finden.

Rabis und Verbrecherjagd! Dieser Tage hält in London, Exhibition Road, East Center 17, ein elegantes Auto. Eine Dame stirzt am Portier vorbei in den Raum, in dem ein eis-Apelle gerade den Tango milonga von Manuel Josep spielt. Das Zimmer war der ehrliche Robionaschmearraum, und das Konzert wurde von der Welle 365 in aller Welt gehört. Die Dame rief laut „Achel!“ Und als die Musiker erstaunt die Instrumente unten lächeln, schrie sie in den Raum: „Sieben ist der Argentinier Juan Quevedo aus London lächerlich geworden. Er ist von kleiner Statur, trägt im Augenblick einen hellen, geschrägten Kragen. Er ist zu erkennen an seiner stark gebogenen Nase und an siegenden grauen Augen. Um die Pupillen herumwellen die Augen sonderbare schwärzliche Ringe auf. Der Mann ist Robionasch und hat eine Frau in seine Gewalt gebracht, mit der zusammen er die Flucht antreten darf...“ Die Dame war die deutsche Tänzerin Inge Ben. Und was sie zu diesem seltsamen Schelte schriftsteller Verfolgung nötigte, das ist der Inhalt der Novelle „Tango milonga“ von Paul Iles, die soeben im 2. Heft der Halbmonatsschrift „Der Die Das“ erscheint. Es ist für 50,- 0,50 in jeder Buchhandlung zu haben. Wo keine am Dialekt, wende man sich an die Leipziger Verlagsdruckerei, G. m. b. H. vorm. Küller & Küller, Leipzig, Johannisgasse 2.

Sprache, wir haben auf dem Polarstern zum Glück nur eine, noch nicht durchfinden werden, bitte ich Sie, sich doch in etwa einer Stunde in meinem Büro einzufinden. Sie können dann sofort in etwa 10 Minuten elektrisch das Wichtigste lernen.“

„Wo sind Sie, mein Herr, und mit wem habe ich die Ehre?“

„Ich bin im Büro der interkontinentalen Reisegesellschaft und habe Nummer 409 817 116. Wir führen hier keine Damen, sondern nur Jungen.“

„Und wie weit?“

„Ganz in Ihrer Nähe. Nach Ihrer Berechnung noch nicht ganz 600 Kilometer. Auf Wiedersehen!“

Die Platte verdunkelte sich wieder.

Mr. Tittles neuer Pflegevater hatte während des Gesprächs in einer kleinen Übernachtung Schale allerlei Pulpa genischt, die er Mr. Tittle jetzt freundlich anbot.

James schaute sie brav.

Es war die Tagesmahlzeit im Extrakt. (Nicht wohlschmeckend, aber äußerst praktisch.)

Dann wurde er zu einem Flugzeug geführt, das vor dem Hause hielt.

Mr. Tittle bestaunte einige Zeit den im hellsten Sonnenlicht stehenden Platz der trocknen Stadt, deren Eindruck ihm überwältigte. Was waren das für Bauten gegen die Bauwerke der Erde! Eine breite Straße pfeilte schnurgerade dahin.

Der Doppeldecker, dessen niedere Kabine er bestieg, erhob sich nach kurzem Anlauf wie ein Drachen und stieß etwa vier Meter über dem Boden dahin. Hier gab es scheinbar keine Pferdegeschwinden und Autos, sondern nur einen wunderbaren, regellosen Flußverkehr. Vor und hinter ihm flogen und senkten sich Flussewesen, reihen sich ein, alle hielten das gleiche Tempo und den gleichen Abstand. Die 600 Kilometer wurden in kürzester Zeit geschafft.

Mr. Tittle erschrak, als er bei einer Seitenwendung das Gesicht des Chauffeurs sah. Auch dieser Mann glich ihm selbst aus,haar, vielleicht mochte er einige Jahre jünger sein.

(Fortsetzung folgt)

## Medusensteine

Ein phantastisch-grotesker Roman von Peter Moy

Mr. Tittles seelenloser Körper wurde von zwei Dienstern in die Eishalle geführt und neben Mr. Porridge untergebracht. Der Professor überwachte persönlich den Transport. Wie war das alles möglich gewesen, daß dieser Gauner ihn hätte betrügen können? Grenzenloses Vertrauen hatte er ausgenutzt und seine Erfahrungen zum Betrug der Menschen verwandt...

Mr. Tittle hatte ihm die Geschichte der Medusensteinen erzählt, und jetzt war ihm klar geworden, wie diese Gaunerin möglich geworden war. Die Medusa war der äußerste der 14 Planeten, die um den Sirius kreisten (diese Erfahrung hatte von Medusa-Astronomen mitgebracht).

Da er etwa einen Abstand von der Siriussonne hatte wie der Jupiter von der Erdsonne, waren die Bewohner dieses Planeten, wenn sie nicht erstickten wollten, gewungen sich selbst zu helfen. Und wie die Rot immer stärkste Triebkraft für alle Erfindungen gewesen ist, somit sie nicht dem Zufall zu verdanken waren, so hatten Ingenieure auf der Medusa die künstlichen Diamanten erfunden (die Entwicklung ihrer Technik war auf manchen Gebieten der unseres weit vorause...) Mit diesen Diamanten hatten sie ihre Erde gepflastert, um die Lichtwirkungen ihrer höheren Sonne zu verstärken. Diamanten hatten dort drüben den Wert von Goldsteinen, deren Aufmerksamkeit jeder kannte. Und aber hatte seine Kenntnis zum Schaden der Erde verwendet.

Der alte stand vor Mr. Porridges Körper.

Nichts, den hatte dieser Tot ja auch auf seinem Gewissen. Er hatte in das friedliche Familienleben eines anständigen amerikanischen Büros eingegriffen und die Verbindung zweier sich liebender Menschen zerstört. Hier war ein Streich wieder aufzumachen.

Aus Mr. Tittles Erzählungen ging hervor, daß Tot auch Transplantationen vorgenommen hatte, dann konnte man sie hier einmal erproben.

Bratt ließ sofort einen Assistenten rufen und befreite mit ihm den Plan. Der war bestens.

Herr Professor, wenn es uns gelänge, den richtigen Porridge wieder in sein Gehirn zu rütteln, dann wäre auch die letzte Erfahrung, die uns noch fehlt, geplatzt.

„Ja, aber dieser Porridge mußt doch nach Mr. Tittles Angabe jetzt in Pots Körper. Der aber muß, wenn er nicht verwirrt wird, doch eine andere Seele bekommen. Wo nehmen wir die jetzt her?“

Der Assistent lächelte.

„Ich würde etwas. Und es wäre ein wissenschaftliches Experiment, das fruchtbar werden könnte. Der Professor Douglas hält sich einen jähmenden Affen. Das Tier ist kugig, mit erogenen und nicht im geringsten menschlichen. Wenn wir Mr. Porridge wieder an Ort und Stelle haben, können wir leicht erfahren, wo sich Pots Körper befindet. Bis wir ihn holen, mag der Affe ihn besetzen. Und wenn der Affenleib zugrunde geht, so ist nur ein Tier, aber sein Mensch zum Teufel.“

„Wir wollen's versuchen.“

Bratt wandte sich an den Diener.

„Mr. Porridge kommt in die Kuppel. Fragen Sie dann Douglas, ob er uns seinen Affen für 24 Stunden borgen will.“

Porridge-Tot, der berühmteste Varietéstar der Welt (ach, wie schnell kann jemand zu so herzlichen Ruhmen gelangen!) hatte das beste Teil seiner Laufbahn gewohnt. Eine russische Fürstin Katharina Nikitowitscha hatte sich in eine Schönheit rettungslos verliebt, und da sie ihr Vermögen in Goldstaub reinvestiert vor dem Kriege nach Schweden und von dort nach den U. S. A. gerettet hatte, konnte sie ihrem Günstling allerlei bieten.

Porridge-Tot lag an einem Bett gerade in jüngster Umarmung mit der nicht gerade